

# Das Licht der Botschaft im »Schatten des Nihilismus« (A. Schwan)

Der »Lebemeister«\* aus Nazareth unter Schreibtischtätern –  
Rück- und Ausblick zur Jahrtausendwende

Von Helmut Müller, Koblenz

Das Signet zur Feier des Heiligen Jahres 2000 ist dem Hebräerbrief entnommen: »Christus heri, hodie, semper«. Es erinnert an einen Mann, dem man – nüchtern be-  
sehen – weder am Tag seiner Geburt und erst recht nicht zur Stunde seines Todes eine große Zukunft verheißen hätte. Selbst heute, wo wir auf eine wirkmächtige Vergangenheit seines Werkes zurückblicken können, wird in beinahe jeder Weihnachtsausgabe von »Stern« und »Spiegel« und erst recht zur Jahrtausendwende das wirkmächtige *heri* schlechtgeredet, das *hodie* bespöttelt und dem *semper* in Demoskopen keine große Zukunft mehr verheißen. Der *Lebemeister* aus Nazareth und sein Werk hatten es zu keiner Zeit leicht mit *Schreibtischtätern* aus Jerusalem, Alexandrien, Rom, Sils Maria oder wo immer im Laufe von 2000 Jahren die Schreibtische gestanden haben mögen. Was sind 2000 Jahre gegen die paar Jahrzehnte, wo jetzt auch welche in Hamburg stehen?

Der Mann aus Nazareth hat keine Bücher geschrieben. Von ihm diktiert besitzen wir keine einzige Zeile. Gerade einmal drei Jahre dauerte seine öffentliche Wirksamkeit. Wenn er in dieser kurzen Zeit vor einem ergebenen Publikum sprach, waren es des Schreibens unkundige galiläische Fischer; sprach er vor einem schriftkundigen Publikum, mußte er damit rechnen, daß er zu allem entschlossene Gegner seiner Botschaft vor sich hatte. Das Drama seines Lebens, das angeblich in einem Viehstall begann und am Kreuz, dem Galgen der Antike, endete, spielte zu allem Überfluß in einer Provinz des Imperium Romanum, die sich dadurch auszeichnete, in Ungnade gefallene römische Patrizier als Regenten zu beherbergen.

Noch mehr verwundert das gewaltige Echo seines Lebens, wenn man Leben und Werk eines berühmten Zeitgenossen dagegenhält, der heute vielleicht noch Thema im großen Latinum ist. Die Rede ist von Seneca (4 v.–65 n. Chr.), wie der Galiläer ein Mann mit hohen ethischen Ansprüchen. Von ihm besitzen wir schriftlich mehr aus erster Hand als von dem Nazarener – vielfach dubios – aus zweiter Hand.

– Den drei Jahren oder sogar nur einem Jahr öffentlicher Wirksamkeit in der galiläischen und jüdischen Provinz stehen Jahrzehnte rednerischer und schriftstellerischer Tätigkeit im Zentrum der Macht des Imperium Romanum, am Kaiserhof in Rom, gegenüber.

---

\* Die Redeweise vom »Lebemeister« und seinem Gegensatz »Lesemeister« geht auf Meister Eckehart zurück.

- Das Pendant zum Stall von Bethlehem ist ein römisches Patrizierhaus,
- die Todesangst in Gethsemane findet ihre Entsprechung in der Inszenierung eines selbstgewählten Todes mit dem Diktat des letzten Werkes auf den Lippen,
- und dem Scheitern als Spottgestalt am Kreuz steht der moralische Triumph im Tod über seinen Gegner Nero entgegen.

Der inszenierte Tod des edlen Römers und das schmachliche Ableben des armen Galiläers markieren jeder für sich eine Wende. Wie ein Lauffeuer breitete sich die Botschaft des letzteren binnen weniger Jahre im Imperium Romanum aus und nahm ihren Weg aus der galiläischen Provinz bis ins kaiserliche Rom. Noch zu Lebzeiten Senecas hatte die Botschaft des Nazareners in Rom Fuß gefaßt. Der Genius Senecas jedoch verstaubte in Bibliotheken und in Bücherregalen römischer Patrizierhäuser, von wo er hin und wieder eine Reihe Intellektueller inspirierte. Selbst römische Kaiser wie Marc Aurel und Julian Apostata konnten ihm nicht auf Dauer Beachtung schaffen. Die Aufforderung des Mannes aus Nazareth, in seine Fußstapfen zu treten, das heißt es nämlich »ihm nachfolgen«, war wider Erwarten zugkräftiger, als dem ethischen Impuls Senecas zu folgen. Der Tod Senecas als *imitatio Socratis* zeigte zwar, wie gelöst und furchtlos Menschen dem Tod ins Auge zu sehen vermögen, aber der Tod bleibt schließlich Sieger, wie genial auch der Sterbende die *ars moriendi* beherrscht haben mag.

Die Botschaft des Mannes aus Nazareth war aber mit dem Tode noch nicht zu Ende. Die enttäuscht und ernüchtert in ihre Heimat zurückgekehrten galiläischen Fischer sprachen plötzlich wie verwandelt von seiner Auferstehung, von seinem Sieg über den Tod. Aus Hasenfüßen, die am Tag des Abendmahls ihren Meister verleugneten und am darauffolgenden endgültig Reißaus nahmen, wurden in der *imitatio Christi* todesmutige Bekenner, die den Tod weder durch Schwert noch Kreuz fürchteten und bekannnten: »Wir können unmöglich schweigen über das, was wir gesehen und gehört haben« (Apg 4,20). Plötzlich wurde das einfache, ja armselige Leben des Mannes aus Nazareth in einem neuen Licht gesehen. Hunderttausende führten nämlich in Palästina und anderswo ein Leben, das dem des Nazareners in seiner Armseligkeit glich und durch einen erbärmlichen Tod besiegelt wurde. Mit der Auferstehung des nun als Christus geglaubten Mannes aus Nazareth hatte aber nun einer die Armseligkeit des Lebens hinter sich gelassen und, mehr noch, einen überaus erbärmlichen und schmachlichen Tod überwunden. Vielleicht gehörte gar nicht viel Glaube dazu, die Herrlichkeit des Reiches Gottes im Elend des Lebens und hinter der Schwelle des Todes zu erhoffen. In die Fußstapfen des Galiläers traten daher nach den Fischern vornehmlich alle »Mühseligen und Beladenen«, und davon gab es im Imperium Romanum jede Menge. Die Botschaft wurde aber offensichtlich so überzeugend verkündet, gelebt und erfahren, daß nach und nach auch Sklaven ihre Herren, Analphabeten Intellektuelle, Arme Reiche, Heilige Sünder und Ohnmächtige Mächtige überzeugen konnten. Spätestens mit Konstantin und Theodosius strömten dann allerdings auch Massen von Pragmatikern, antiken Wendehälsen, Karrieristen und Gleichgültigen in die Kirche.

Wenn wir heute vielfach den letzteren Eindruck von Kirche haben und erleben, dann wollen diese Zeilen an der Schwelle des dritten Jahrtausends daran erinnern,

daß es auch weiter Menschen jeden Standes, jeden Alters, jeder Schicht und jeden Temperamentes gibt, die in die Fußstapfen des Nazareners treten und an den Anbruch des Reiches Gottes glauben, seinen Einbruch im Leben erfahren, ja sogar vermitteln und seinen endgültigen Durchbruch im Tod erwarten.

In seiner Nachfolge leben bedeutet nicht, sich bloß in das System eines Denkers gedanklich einzuklinken, sondern in seine Fußstapfen zu treten, seinen Glauben an die Besiegbarkeit des Todes zu teilen und der *ars moriendi* schon eine *ars vivendi* vorausgehen zu lassen, so daß erstere nur eine Spezifikation der letzteren sein kann. Nicht umsonst ist die kleine hl. Theresia, die nie eine Universität von innen gesehen hat, zur Kirchenlehrerin erhoben worden. Mutter Teresa hat den *kleinen Weg* der neuen Kirchenlehrerin, der zwar auch auf einem Schreibtisch für die Nachwelt festgehalten wurde, so überzeugend auf den Straßen Kalkuttas gelebt, daß ihr Tod selbst im Schatten von Lady Dianas Begräbnis von der Weltöffentlichkeit noch bemerkt worden ist, und eine Woche später sammelte sich abermals alles, was in der Welt Rang und Namen hatte an ihrem Grab. Der kleine Weg der beiden »kleinen« Frauen zwang selbst die »Großen« am Grab um Hillary Clinton und Sonia Gandhi, ihm ihre Reverenz zu erweisen.

Die *ars vivendi* in der Nachfolge des Mannes aus Nazareth ist nichts anderes als der klassische Gegenentwurf zu den großen, an Schreibtischen entworfenen philosophischen Konzepten unseres Jahrhunderts, in denen der Tod seinen Schatten schon in das Leben wirft. Die Hinfälligkeit menschlichen Daseins und die damit verbundene Aussicht auf den Tod verdüstert nicht schon das Leben. Seine undurchdringlich erscheinende Finsternis wird vielmehr durch das Licht durchbrochen, dem man in den Fußstapfen des Galiläers entgegengeht. Wer ihm nachfolgt, »wird nicht im Finstern wandeln« (Joh 8,12). Das Licht seiner Botschaft erhellt nach wie vor das »Denken im Schatten des Nihilismus« (Alexander Schwan), der sich über das letzte Jahrhundert des vergehenden zweiten Jahrtausends gelegt hat.

Es wird gesagt, der Tod sei »ein Meister aus Deutschland«, mit Bezug auf den Holocaust. Zwei Weltkriege, die maßgeblich von deutschem Boden ausgingen, und philosophische Gedanken in der Nachfolge Heideggers geben dieser Ansicht auch darüber hinaus Gewicht. Es bedurfte eines Polen, der darauf hinwies, daß in unserem Land Menschen, sinnigerweise in der Nachfolge des »Meisters aus Israel«, die Gegenläufigkeit dieser These lebten. In Berlin, der Stadt, aus der die ersten Angriffsbefehle 1914 und 1939 ergingen, hat Johannes Paul II. bei seinem letzten Deutschlandbesuch auf zwei Männer hingewiesen, deren Leben den Fußstapfen des Galiläers folgte und deren Tod nicht Schatten, sondern Licht auf ihr bzw. das Leben überhaupt geworfen hat.

Mit Bernhard Lichtenberg und Karl Maria Leisner hat der Pole in den Schuhen des Fischers Männer selig gesprochen, deren Leben im Widerspruch zu den großen philosophischen Entwürfen unseres Jahrhunderts und der jüngsten Geschichte unseres Volkes steht.

Spätestens seit Nietzsche scheint es nämlich eine ausgemachte Sache zu sein, daß menschliches Leben radikal zeitlich zu begreifen ist. Die Millionen und aber Millionen Tote der Kriege unseres Jahrhunderts scheinen Nietzsches Rede von der radika-

len Zeitlichkeit des Lebens als Unheilsprophezie des 19. Jahrhunderts im 20. Jahrhundert durch Fakten zu bestätigen. Die Erde Nordfrankreichs, in der eine ganze Generation der männlichen Jugend Europas und Nordamerikas ihre letzte Ruhe fand – noch im Tode geschieden durch schwarze und weiße Kreuze –, war der fruchtbare Boden für Heideggers (1889–1976) Rede vom »Sein zum Tode« in seinem Hauptwerk »Sein und Zeit« von 1927. Es ist noch zu wenig bedacht, welches Licht oder besser welchen Schatten das größte Gräberfeld der Menschheitsgeschichte auf eine der folgenreichsten Philosophien des 20. Jahrhunderts geworfen hat. Menschliches Leben, Sein überhaupt, gibt es nach Heideggers Auffassung nur am brüchigen Faden der Zeit. Sein gibt es nur *in der Zeit*, weder *davor* im Schoß eines Gottes, noch *danach* in Himmel oder Hölle. Das schlechthinnige Gegenüber des so verstandenen Seins in der Zeit ist das Nichts.

Es war nur konsequent, daß ein weiteres Kultbuch der Intellektuellen unseres Jahrhunderts »Das Sein und das Nichts« heißen *mußte*. Es wurde 1943 in Kenntnis des Werkes Heideggers von Jean Paul Sartre (1905–1980) verfaßt. Schon bei Heidegger war unser Leben bzw. das Sein überhaupt ein »Hinaushängen in das Nichts« und das Nichts »der Schleier des Seins«, so daß der absolut nichtende Tod schon als überall sichtbarer Schatten über dem Leben lag.

Wenn dann in der Mitte des Jahrhunderts nach einem noch mörderischeren Krieg in einem dritten Kultbuch (Prinzip Hoffnung 1955 von Ernst Bloch, 1885–1977) erstaunlicherweise wieder die Rede von Hoffnung war, dann war diese Hoffnung allerdings nur *in der Zeit* und *aus der Zeit* zu verstehen. Ernst Bloch machte aus dem Gott *über der Zeit* einen Gott *in der Zeit*. Dieser überraschende Perspektivenwechsel, der den Schatten des Todes noch einmal aus dem Leben bannte, ist nur so zu verstehen, daß Bloch weder einen Toten des ersten Weltkriegs noch einen des zweiten Weltkriegs zu Gesicht bekommen hat. Ab 1914 war er in der Schweiz und ab 1933 im europäischen Ausland und den USA. Nur so konnte er offenbar der bedrückenden Rede vom Tod unter Aufrechterhaltung der puren Zeitlichkeit des Lebens entgehen. Der Thronerbe des Gottes *über der Zeit* wurde der Gott *in der Zeit*: *Homo homini Deus* – der Mensch ist des Menschen Gott. In dieser Abwandlung des berühmten Diktums von Thomas Hobbes *homo homini lupus* – der Mensch ist des Menschen Wolf – ist der Mensch der Nachfolger des von Nietzsche gemordeten Gottes. Im Kielwasser dieses philosophischen Dogmas bewegen sich trotz vielfältiger Unterschiede alle drei Denker.

Was aber ist Hoffnung, wenn sie auf eine so armselige Existenz gebaut ist, wie sie der frühe Heidegger und Sartre in ihrer Loslösung von jedem Gedanken an Gott eindrücklich beschrieben haben? Schon die erste Generation, die nach dem Prinzip Hoffnung geboren wurde, muß diese nichtige Basis gehaut haben, wenn sie »no future« und »Null Bock« zu geflügelten Worten machte.

Dem Problem und dem Ernst des Todes sind also nur zwei der drei genannten Kultbücher gerecht geworden: Was mit dem Strampeln in der Wiege beginnt, endet unweigerlich mit der Leichenstarre im Sarg.

Wenn es aber so ist, sollte es geraten sein, die Beweglichkeit des Lebens so weit wie möglich zu genießen und nicht vorzeitig ihr Ende riskieren. So gesehen scheinen

Bernhard Lichtenberg und Karl Maria Leisner schlecht beraten worden zu sein. Hätten sie nicht besser den Mund gehalten? Wie schon eingangs erwähnt, lebten und dachten sie gegenläufig zu den großen philosophischen Zeitströmen, die unser Jahrhundert beherrschen und beherrschten. Leben als »Sein zum Tode« wurde von ihnen geglaubt als Sein *durch* den Tod zu einem »Leben in Fülle« (Joh. 10,10). Sie glaubten an ein Sein, das die Zeit überwindet und durchbricht, an ein Sein, das nicht hinaushängt in das Nichts, sondern hineingenommen ist in die Liebe, in die Liebe des dreifaltigen Gottes, aus dessen Hand wir *vor aller Zeit* kommen und in dessen Herrlichkeit wir *nach aller Zeit* gehen. Nur ein solcher Gott kann tragender Grund für ein »Prinzip Hoffnung« sein. Die Worte aus dem Hebräerbrief »Jesus ist der derselbe gestern, heute und in Ewigkeit« haben ihre Gültigkeit behalten: Der Lebemeister aus Nazareth und seine besten Nachfolger in den folgenden Jahrhunderten stehen in allen Zeiten und nicht zuletzt an der Schwelle des dritten Jahrtausends gegen die Mode der jeweiligen Schreibtischtäter. Wenige Jahrzehnte haben genügt, die *Mode* daran aufzudecken: Heidegger kokettierte mit dem Nationalsozialismus, Bloch war zeitweise blind gegenüber dem Stalinismus, und Sartre vermochte den politkriminellen Charakter der Baader-Meinhof-Bande nicht zu durchschauen.

Was in dieser kleinen Reflexion nur beschrieben worden ist und am Ende als Glaube bekannt wird, ist von den neuen Seligen nicht bloß akribisch *bedacht* – wie es ihre berühmteren Zeitgenossen taten –, sondern mit vollem Risiko *gelebt* worden. Deshalb währte ihr Leben auch nicht so lang wie das der genannten Philosophen, an dessen Ende, wie diese glaubten, die Leichenstarre steht.

Das Leben Karl Maria Leisners (1915–1945) war besonders kurz, obwohl er den Tod nicht gesucht hat. Er hat ihn aber nicht als puren Schatten und Schreckgespenst des Lebens begleitet, obgleich er ihm wie keinem anderen der genannten Denker, in Dachau auf Schritt und Tritt bis zur menschenledernen Handtasche der Frau des KZ-Kommandanten in grausamster Weise begegnet ist. Wie wir glauben, hat er den Tod schließlich erfahren, nicht als Übergang vom Sein ins Nichts, sondern als Tor zum »Leben in Fülle« (Joh. 10,10).

Das letzte Jahrhundert dieses Jahrtausends trägt den Geist der genannten Kultbücher wie Wundmale an sich. Der Papst aus Polen möchte anstatt der *Kultbücher*, in seinem Pontifikat, einen alten *Kult* neu beleben, indem er immer wieder Menschen feiern und ehren möchte, die es gewagt haben, dem Zeitgeist gegenüber gegenläufig zu leben. Er wünscht vor allem in seinem Schreiben *tertio millenio adveniente*, daß das nächste Jahrhundert, das gar ein neues Jahrtausend werden wird, aus einem anderen Geist leben möge, vielleicht von einem lebendigen Kult geprägt, der das Jahrgedächtnis von Menschen in der Liturgie feiert, deren Verständnis von Tod nicht Schatten, sondern Licht auf ihr und das Leben überhaupt wirft. Die Hinfalligkeit menschlichen Daseins und die damit verbundene Aussicht auf den Tod verdüstert nicht schon das Leben. Seine undurchdringlich erscheinende Finsternis wird vielmehr durch das Licht durchbrochen, dem man in den Fußstapfen des Galiläers entgegenght: »Wer mir nachfolgt, wird nicht im Finstern wandeln« (Joh 8,12).